

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Fabio Volo

*Der Weg nach Hause*

*Roman*

*Aus dem Italienischen von*

*Petra Kaiser*

Diogenes

Titel der 2013 bei  
Arnoldo Mondadori Editore, Mailand,  
erschienenen Originalausgabe:  
›La strada verso casa‹  
Copyright © 2013 by Arnoldo Mondadori  
Editore S.p.A., Mailand  
Umschlagillustration von  
Kobi Benezri

*Für meinen Vater*

*Deutsche Erstausgabe*

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2016

Diogenes Verlag AG Zürich

[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

120/16/852/1

ISBN 978 3 257 30035 2

## *Achtziger Jahre*

**I**n den achtziger Jahren wurde viel gelacht. Viel mehr als heute.

Man lachte bei der Arbeit, in der Schule, mit Freunden, ganz besonders aber im Fernsehen. Es war eine fabelhafte Zeit. Italien gewann die Fußball-Weltmeisterschaft in Spanien, die Musik wurde von DJs gemacht, und die Discobeats wummerten aus allen Radios und Geschäften. Damals lief sogar der Papst Ski. Es herrschte ein Gefühl grenzenloser Freiheit, bald würde auch die Berliner Mauer fallen.

Der neue Körperkult führte dazu, dass überall Fitnessstudios wie Pilze aus dem Boden schossen, Aerobic-Kurse für Frauen, Bodybuilding für Männer, Sonnenstudios. Ein tiefgebräunter, durchtrainierter Körper, den man dann in teuren Markenklamotten und mit verspiegelter Brille zur Schau stellte, war ein absolutes Muss.

Im Fernsehen trat, wann immer man einschaltete, unweigerlich einer auf, der nur dazu da war, einen zum Lachen zu bringen, für Zerstreuung zu sorgen, Preise zu verschenken oder einfach nur ein paar witzige Sätze oder einen Ohrwurm von sich zu geben, leicht konsumierbare Kost. Überall wimmelte es von Goldjetons, Konfetti, Fanfaren, Glitzerröckchen und knallbunten Sakkos. Überall Gesichter mit strahlendem Lächeln, mit vollen Lippen und Mün-

dern, die dem Publikum Luftküsse zuwarfen. Überall Konsumgüter. In den achtziger Jahren hatte man den Eindruck, alles sei käuflich. Auch Fröhlichkeit. Plötzlich schien Reichtum selbst für die Armen zum Greifen nah. Hatte man früher in den Familien noch Sätze gehört wie: »Das können wir uns nicht leisten«, oder: »Das liegt jenseits unserer Möglichkeiten«, so schien all das nun plötzlich wie weggefegt, zusammen mit der Kultur der Sparsamkeit. Alles, was man verdiente, wurde ausgegeben, und wenn das Einkommen nicht reichte, griff man zum Leasing. Der Lebensentwurf bestand nicht mehr darin, sich eine Zukunft aufzubauen, man kaufte sich einfach ein großes Lotterielos. Vielleicht begannen die Worte in dieser Zeit, ihre eigentliche Bedeutung zu verlieren und sich in Masken zu verwandeln, hinter denen sich kein Gesicht mehr verbarg. Alles wurde zum Superlativ.

Vielleicht lebte die Familie Bertelli – Vater, Mutter und zwei Söhne – deshalb in einem ständigen Gefühl der Unzulänglichkeit. Sie waren aus dem Takt gekommen, aus der Zeit gefallen.

Das traf weniger auf die Eltern zu als auf die Söhne. Während die ganze Welt ein großes Fest feierte, hatten die beiden das Gefühl, als Einzige zu dieser Party nicht eingeladen zu sein. Und darauf reagierte jeder von ihnen, so gut er konnte, und suchte sich seine eigene, ganz private Rückzugsmöglichkeit.

Marco, der Jüngere, hatte zwei Methoden, sich von der Welt abzuschotten und in die innere Isolation zurückzuziehen. Die eine bestand darin, sich aufs Bett zu legen und Musik zu hören. Als ihm *La Bamba* nach fast einem Jahr

zu den Ohren rauskam, nahm er sämtliche Platten seines Vaters in Beschlag und deponierte sie, zusammen mit denen, die er sich selbst gekauft hatte, in seinem Zimmer. Dort lag er dann mit Kopfhörern auf dem Bett und gab sich alle Mühe, seinen Kopf mit Musik abzufüllen, und damit sie genug Platz darin fand, musste er alle anderen Gedanken und Bilder daraus vertreiben. Mit Ausnahme der Bilder, die die Musik in ihm auslöste: von Reisen an ferne Orte, die er aus dem Fernsehen oder Kino kannte und die er eines Tages mit eigenen Augen sehen wollte: Er träumte davon, in einem Kabrio oder mit dem Motorrad durch Kalifornien zu kurven, an traumhaften Stränden in Australien zu surfen, mit dem Rucksack durch Mexiko zu reisen, auf Kuba dicke Zigarren zu rauchen. Diese kleinen Fluchten waren eine gute Übung für die Phantasie, und wenn er dann einschlief, wurde ihm immer leichter, so leicht, wie nur ein Herz voller Neugier und Abenteuerlust zu sein vermag.

Die andere Methode bestand darin, die Stille zu suchen, alle Geräusche auszublenden und in sich hineinzuhorchen: auf die Gedanken, den Puls, den Atem, in dem Versuch, sich selbst zu lauschen, immer tiefer in sein Innerstes vorzudringen, auf der Suche nach letztgültigen Antworten, wie ein Höhlenforscher der Seele, und dabei, falls es ihn denn gab, einen Weg zu finden, ein zweites Mal geboren zu werden. Um zu dem Punkt zu gelangen, wo die Stimmen der anderen verstummen und die eigene Stimme sich erhebt, die wahre. Einzigartige. Unbedingte. Eine innere Stimme, die ihn leiten und lehren würde, Unruhe und Zweifel zu überwinden.

An diesem Abend hatte sich Marco für die Musik ent-

schieden, er lag auf dem Bett, spielte mit dem Kabel der Kopfhörer und guckte an die Decke. Es war ein Sommerabend, Ende Juli. Es war heiß. Das Fenster in seinem Zimmer stand offen, draußen hatte sich gerade die Alarmanlage eines parkenden Autos ausgeschaltet, und die Hunde hatten aufgehört zu bellen. Nichts regte sich, außer den kreisförmigen Bewegungen des Kabels. Bob Dylan sang *I'll Be Your Baby Tonight*, und an diesem Abend hörte sich der Mann mit der rauhen Stimme noch melancholischer an als sonst.

Wenn er Bob Dylan hörte, atmete Marco die kühle Luft von New York ein und träumte davon, dort Arm in Arm mit Isabella, seiner Freundin, durch den Schnee zu laufen, genauso wie Bob Dylan mit seiner Freundin Suze Rotolo auf dem Cover von *The Freewheelin'*. Das Album von 1963, das seiner Mutter so sehr gefiel. Das Album, in dem sogar Sophia Loren erwähnt wurde. Es gefiel ihm, wenn italienische Namen oder Dinge irgendwo auf der Welt erwähnt wurden. Das machte ihn stolz, als ginge es um jemand, den er kannte. Genauso erging es ihm, wenn er im Abspann amerikanischer Filme italienische Familiennamen las, dann stellte er sich vor, das wären Kinder von Emigranten, die es geschafft hatten. Und er freute sich für sie.

An diesem Abend gingen ihm düstere Gedanken durch den Kopf. Plötzlich waren alle unterschwelligen Ängste, die sonst gut versteckt tief in ihm auf der Lauer lagen, wieder aufgetaucht und hatten sich auf ihn gestürzt wie eine Meute, die sich über ein waidwundes Tier hermacht. Um das beklemmende Gefühl in der Brust zu verscheuchen, stellte er sich vor, er würde entschlossen vom Bett aufspringen, das

Zimmer verlassen, die Treppe hinunterstürzen und ohne anzuhalten, so schnell er konnte, quer durch die ganze Stadt bis zu Isabellas Wohnung rennen. Dann würde er nach ihr rufen, sie bitten herunterzukommen und mit ihr fortgehen. Er würde sie mitnehmen in eine bessere Welt, ohne all die dämlichen Komplikationen der Erwachsenen. Ohne all die Verbote, das Unbehagen und die notorische Heuchelei. Der Abend war stressig verlaufen, beim Essen hatte es Spannungen gegeben. Inzwischen war die Luft so dick, dass man kaum noch atmen konnte. Am liebsten hätte er geheult, geheult und sich eine Zigarette angezündet, aber das waren genau die beiden Sachen, die er nur tun konnte, wenn er allein war. Rauchen war verboten, das war nur etwas für Erwachsene. Weinen, eine kindliche Schwäche, war ebenfalls verboten. An diesem Abend fühlte er sich wie zwischen beiden Welten.

Er war kein Raucher, noch nicht. Wenn er rauchte, dann heimlich, beispielsweise wenn er mit seinen Freunden unterwegs war, zu Hause jedoch praktisch nie, und wenn, dann im Bad bei weit aufgerissenem Fenster. Das war höchstens fünf- oder sechsmal vorgekommen, öfter nicht, wobei er die Kippe mit der klassischen Bewegung von Mittelfinger und Daumen möglichst weit wegschnippte, sich danach sofort die Zähne putzte und ein Kaugummi mit Pfefferminzgeschmack in den Mund steckte. Beim ersten Mal hatte er nämlich den Fehler gemacht, die Kippe in die Toilette zu werfen, um dann beim Betätigen der Spülung feststellen zu müssen, dass sie immer noch im Wasser schwamm. Daraufhin hatte er Klopapier draufgeworfen und erneut abgezogen, aber es funktionierte nicht. Am



Ende war ihm nichts anderes übriggeblieben, als die Kippe mit den Fingern herauszufischen und aus dem Fenster zu werfen.

Aber sich jetzt hier im Zimmer eine anzustecken, speziell an diesem Abend, wäre etwas völlig anderes gewesen, das konnte man überhaupt nicht vergleichen. Da ging es nicht um die Lust am Rauchen, den Reiz des Verbotenen oder ein gesundes Aufbegehren, wie es bei Jungs in seinem Alter oft mit dem Rauchen verbunden ist. Nein, wenn er so etwas Unerhörtes tat, würde er Stellung beziehen und sich offiziell zu seiner Identität bekennen. Damit würde er eine Grenze überschreiten, aus dem Schatten hervortreten und sich selbst behaupten.

Er war nicht allein zu Hause. Nebenan waren seine Eltern und bei ihm im Zimmer sein drei Jahre älterer Bruder, der wie immer am Schreibtisch saß.

Andrea stand nicht auf Musik, für ihn gab es nur Lernen oder Lesen, möglichst komplizierte Sachen. Je schwieriger, desto lieber. Das war seine Art, sich gegen die Bosheit der Welt abzuschotten, seine Art von Selbstschutz. Seit je hatte er eine Vorliebe für Formeln, Gleichungen und Übersetzungen, darauf war er echt fixiert.

Andrea hatte ein angeborenes Talent für alles Abstrakte.

Diese totale Hingabe hatten ihn zum Klassenprimus gemacht und zum Einzigen in seiner Klasse, der aus dem Lateinischen direkt ins Griechische übersetzte, ohne den Umweg über das Italienische. Eine völlig sinnlose Hirnakrobatik.

Marco hatte aufgehört, die Decke anzustarren, und beobachtete jetzt seinen Bruder, er musterte den gebeugten Rücken und fragte sich, wer dieser Junge wohl sei, der mit

ihm das Zimmer teilte. Ein Fremder. Ein Alien. Wieso waren sie so verschieden, obwohl sie doch Brüder waren? Kinder derselben Eltern, derselben pruden Erziehung. Er beispielsweise hätte sich nie und nimmer eine Abbildung des *Vitruvianischen Menschen* von Leonardo da Vinci übers Bett gehängt, auch wenn der ihn mit seinen ausgebreiteten Armen an ein Foto von Jim Morrison erinnerte. Eigentlich hatte er ja nichts gegen die Zeichnung oder das Genie Leonardo, überhaupt nichts, aber er fand, dass auf so etwas doch nur die Alten abfahren. Wie auf den Schlager *Nel blu dipinto di blu* von Modugno. War Andrea denn nie jung gewesen? War er womöglich so geboren?

Marco kam einfach nicht dahinter, was zwischen ihnen schiefgelaufen war. Früher, bis vor ein paar Jahren, war sein großer Bruder für ihn ein Held gewesen. Alles, was er machte, wollte Marco auch machen. Andrea war sein Idol, sein Vorbild. Er, der alle sechs Seiten des Rubikwürfels in weniger als zehn Minuten schaffte. Damals redete Marco wie Andrea, übernahm von ihm bestimmte Ausdrücke und Wörter, kopierte sein Verhalten, sogar seine Handbewegungen. Liebend gern trug er Andreas T-Shirts, als wären es Kostüme eines Superhelden.

Und dann war die ganze Bewunderung plötzlich wie weggeweht. Wo war sie nur geblieben? Was hatte sie auseinandergebracht?

Für Marco war die Tatsache, dass Andrea so viel wusste, kein Grund zur Bewunderung, im Gegenteil, dadurch wurde er langweilig und anstrengend. Immer wenn Andrea zu einem seiner neunmalklugen Vorträge anhob, schaltete Marco nach wenigen Sekunden einfach ab oder, noch

schlimmer, sagte am Ende der Rede: »Kannst du das noch mal wiederholen, dann kann ich mir beim zweiten Mal überlegen, ob es mich vielleicht interessiert.« Aber Andrea wurde nicht einmal sauer. Er fühlte sich überlegen.

Jetzt fiel Marco wieder ein, dass er eigentlich gerne eine rauchen würde. Dazu hätte er nicht einmal aufstehen müssen, er brauchte nur die Hand auszustrecken, die Schublade des Nachttischchens herauszuziehen und hinten, unter den Papieren, nach der Schachtel Marlboro zu kramen, die er dort versteckt hatte.

Andrea wusste ohnehin von seinem kleinen Laster und missbilligte es natürlich. Wenn sie Streit hatten, drohte er manchmal damit, ihn bei den Eltern zu verpetzen, aber gemacht hatte er das noch nie.

Während Andrea in seine Lektüre versunken war, hörte er im Hintergrund wie von weit her die rauhe, melodiöse Stimme von Bob Dylan, die aus den Kopfhörern drang. Dann das Aufziehen einer Schublade, das Rascheln von Papier, das lautstarke Zuknallen der Schublade und dann das Klickklack eines Feuerzeugs. Dieses Geräusch erregte seine Aufmerksamkeit, und als er sich umdrehte, erblickte er vor sich die Glut einer Zigarette und das Profil seines Bruders, aus dessen Mund Rauch hervorquoll.

»Was machst du denn da, bist du verrückt geworden?«

Marco hörte nichts, guckte weiter an die Decke und zog dann noch einmal, wobei er genüsslich die Augen schloss. Erst als er den Rauch wieder ausstieß, machte er die Augen auf und sah erstaunt Andrea an, der vor ihm stand und immer wieder dieselbe Frage wiederholte. Diesmal, auch wenn er nichts hörte, las er sie von den Lippen ab.

»Ist das jetzt das Neueste? Willst du jetzt etwa auch noch hier in der Wohnung rauchen?«

*Ja, ab heute rauche ich auch hier in der Wohnung. Was geht dich das an? Ich habe keine Lust mehr, mich zu verstecken, ich bin sechzehn, und wenn ich eine rauchen will, dann mache ich das. Fick dich, du kannst mich mal,* hätte er am liebsten geantwortet, aber er hatte keine Lust auf lange Diskussionen.

»Wenn du in der Wohnung rauchen willst, musst du das mit Papa regeln, aber in meinem Zimmer wird nicht geraucht.«

*Immerhin ist es auch mein Zimmer.* Das wäre die richtige Antwort gewesen, hätte er denn Lust gehabt, überhaupt etwas zu erwidern.

»Du brauchst gar nicht so zu gucken, wenn ich da bin, wird hier nicht geraucht, weil mich das stört. Die eine da, die kannst du noch am Fenster zu Ende rauchen. Aber das war die Letzte.«

Marco hatte keine Lust mehr auf die Diskussion, an der er sich gar nicht beteiligte. Er ging ans Fenster und löschte die Zigarette auf der Fensterbank, wobei ein schwarzer Strich zurückblieb wie von einem Kohlestift. Dann schnippte er sie in die Luft und katapultierte sie möglichst weit weg.

»Du bist einfach unmöglich. Immer tust du, was dir gerade einfällt. Sobald sich auch nur die klitzekleinste Möglichkeit für irgendeinen Blödsinn bietet, bist du sofort zur Stelle. Was hast du eigentlich im Kopf?«

Da er nun schon aufgestanden war, nutzte Marco die Gelegenheit, um auf dem Rückweg beim Plattenspieler haltzumachen und andere Musik aufzulegen.

Diesmal legte er keine Platte seines Vaters auf, sondern eine eigene, *Combat Rock* von den Clash, und setzte die Nadel bei dem Song *Should I Stay or Should I go* auf.

Er legte sich wieder aufs Bett und steckte sich ein Kaugummi mit Pfefferminzgeschmack in den Mund, eins von den schmalen langen, die man vor dem Kauen zusammenbiegt. Andrea saß schon wieder am Schreibtisch.

Plötzlich erschallte wieder das nervtötende Geheul einer Alarmanlage. Nicht zum ersten Mal. Vor ein paar Monaten hatte sich ein Nachbar aus dem Haus gegenüber ein neues Auto gekauft, einen Fiat Ritmo Cabrio metallic, und seither war die Alarmanlage bereits mehrfach angesprungen.

»Nicht zu glauben, schon wieder dieses dämliche Auto. Heute rufe ich die Polizei, das ist eindeutig ein Fall von Ruhestörung«, sagte Andrea.

An jedem anderen Abend wäre Andrea nach einer gehörigen Schimpftirade zu seiner Lektüre zurückgekehrt, aber an diesem Abend war alles anders. Er stand auf und ging in den Flur, wo das graue Telefon stand, und wählte die 113.

Er ließ es klingeln. Während er darauf wartete, dass jemand abnahm, sah Andrea in den Spiegel und versuchte, eine ernste Miene aufzusetzen, auch wenn das am Telefon nichts nützte. Er war neunzehn, wirkte aber älter, reifer und verantwortungsbewusster als andere Jungs in seinem Alter. Wenn ihm das jemand sagte, ein Lehrer oder die Eltern von Freunden, war er hin und weg.

»Hallo, hier ist Andrea Bertelli, ich habe folgendes Problem ...«

Während er dem Polizisten die Sache erklärte, sah er sich selbst im Spiegel an, als redete er mit sich selbst.

Die Stimme am anderen Ende der Leitung sagte: »... und überhaupt, wo kämen wir denn hin, wenn jeder anrufen täte, wenn bei ihm vorm Haus eine Alarmanlage losgeht ...«

Diese unschöne Formulierung war für Andrea so unerträglich wie das Kratzen von Fingernägeln auf der Tafel.

»Sie kennen doch den Besitzer des Fahrzeugs, warum klingeln Sie dann nicht einfach bei ihm und bitten ihn, die Alarmanlage abzustellen? Oder Sie warten einfach ab, in Kürze schaltet sich das Ding ohnehin automatisch ab.«

»Ja, ich weiß, dass sich der Alarm automatisch abschaltet, das Problem ist nur, dass er dann bald wieder losgeht.«

Andrea bedankte sich sarkastisch bei dem Polizisten und kam zurück, um seinem Bruder von dem Telefongespräch zu erzählen.

Aber Marco war nicht interessiert.

»Immer ist dir alles egal, dabei weißt du genauso gut wie ich, dass wir diese Scheißalarmanlage irgendwie zum Schweigen bringen müssen.«

Wie erwartet, ging die Alarmanlage aus und sprang wenig später wieder an.

Andrea beschloss, dem Rat des Polizisten zu folgen und bei dem Nachbarn zu klingeln. Es war kurz vor Mitternacht.

»Wenn Papa fragt, wo ich bin, erklärst du es ihm.«

Andrea verließ das Zimmer, ging am Elternschlafzimmer vorbei und legte das Ohr an die Tür, um zu hören, ob sie noch wach waren: alles ruhig, bis auf das Surren des Ventilators. Dann verließ er die Wohnung. Auf dem Weg nach

unten spürte er, wie aufgeregt er war, vielleicht aus Angst vor dem Autobesitzer, dabei hatte er keineswegs vor, aggressiv oder unhöflich zu werden, er wollte nur, dass der andere etwas unternahm, um das störende Geheul abzustellen. Er überlegte, ob er vielleicht erklären sollte, warum das für ihn ein ernsthaftes Problem darstellte, hielt es dann aber doch für unangebracht, von persönlichen Dingen und familiären Problemen anzufangen. Während er noch nach den richtigen Worten suchte, stand er plötzlich auf dem Bürgersteig, genau vor dem Auto, das immer noch wie verrückt jaulte. Er trat dicht an das Fenster heran, hielt die Hand über die Augen, um das Licht der Straßenlaterne abzuschirmen, und schaute in das Auto hinein, auch wenn es dafür keinen Grund gab – so ähnlich wie einer, wenn sein Auto streikt, die Motorhaube aufmacht und hineinsieht, obwohl er von Motoren überhaupt keine Ahnung hat.

Nach dieser höchst überflüssigen Ortserkundung ging er auf das Haus gegenüber zu und fixierte schon von weitem die Liste mit den beleuchteten Namensschildern.

Der Mann hieß Pezzini, das wusste Andrea von seinem Vater, der ihn schon einmal darauf angesprochen hatte, ob es wirklich nötig sei, die ganze Nachbarschaft derart zu terrorisieren.

Darauf hatte Signor Pezzini, ein Mann um die fünfzig, ein bisschen übergewichtig und nicht sehr groß, erwidert, es tue ihm leid, aber das Auto sei nagelneu und er könne kein Risiko eingehen. »... und mit der Alarmanlage, das ist halb so schlimm, am Anfang hört man sie noch, aber dann gewöhnt man sich daran. Der Krach dient nur zur Abschreckung der Diebe, doch nach einer Weile wird der Ton so

vertraut, dass davon keiner mehr aufwacht. Das ist wie bei den Ehefrauen, die den Wecker ihres Mannes nicht mehr hören und einfach weiterschlafen.«

»Aber meine Frau hört den Wecker immer, und obwohl sie nicht aufstehen muss, tut sie es trotzdem, um mir einen schönen Tag zu wünschen.«

»Haben Sie es gut, meine Frau macht mir morgens nicht mal einen Kaffee. Haben Sie bitte noch ein bisschen Geduld, leider ist dieses Modell zurzeit sehr gefragt, und eine Garage kann ich mir leider nicht leisten. Jedenfalls sind Alarmanlagen gesetzlich erlaubt.«

Andrea war an der Haustür angekommen. Eine Weile starrte er den Schriftzug SIG. PEZZINI auf dem Klingelschild an. Dann drückte er den Knopf, sein Mund war ausgetrocknet, und er schwitzte, nicht nur wegen der Hitze. Während er auf die Stimme aus der Sprechanlage wartete, drehte er sich um und konnte so das Licht in seinem Zimmer sehen, und er malte sich aus, wie sein blöder Bruder auf dem Bett lümmelte, Musik hörte und vermutlich eine weitere Zigarette rauchte.

*Wenn ich ihn noch einmal beim Rauchen erwische, dann setzt es was.* Im Schlafzimmer der Eltern hingegen war alles dunkel, weil die Läden heruntergelassen waren.

Andrea konnte nicht wissen, dass sein Bruder gar nicht mehr in ihrem Zimmer war, dass das Bett leer war, dass Marco in der Zeit, die er, Andrea, bis zur Haustür des Nachbarn gebraucht hatte, eine wichtige Entscheidung getroffen hatte. Andrea wusste nicht, dass sein drei Jahre jüngerer Bruder ruckartig von seinem Bett aufgesprungen war, sich leise am Schlafzimmer der Eltern vorbei aus der Woh-



nung geschlichen und dann in einem solchen Tempo die Treppe genommen hatte, dass er die Füße quer stellen und sich am Geländer festhalten musste. Er war so ungestüm die Treppe hinuntergesprungen, dass das ganze Haus bei jedem Schritt erzitterte. Weg, nur weg aus dieser Welt, weg aus diesem Leben, weg aus dieser Familie. In der Hoffnung, der Ungerechtigkeit Gottes, der Angst und dem Unglück zu entfliehen und ein neues Leben zu finden, alles zu zertrümmern, was ihm nicht mehr passte, und endlich aufzuatmen.

Signor Pezzini hatte das erste Klingeln ignoriert, weil er es für einen dummen Scherz hielt, doch beim zweiten Mal stand er auf und schlurfte zum Hörer. »Wer ist da?«

»Hallo, ich heiße Andrea und wohne gegenüber, genau da, wo Sie Ihr Auto ge...«

Als er gerade den Satz beenden wollte, wurde die Haustür in seinem Haus hörbar aufgerissen. Als Andrea sich umdrehte, sah er seinen Bruder mit irgendetwas in der Hand wild entschlossen aus dem Haus stürmen. Es dauerte eine Hundertstelsekunde, bis Andrea begriff, dass er seinen Baseballschläger dabei hatte. Wie eine Furie tobte sich sein Bruder an dem heulenden Auto aus: Blinker, Seitenwände, Fenster und mehrere Schläge auf den Kofferraum. Langsam füllten sich die Fenster der umliegenden Wohnhäuser mit dunklen, von dem Lärm angelockten Silhouetten, Brustbilder im Rahmen, als wären die Fenster große Fernseher. Dann gelang es einigen Leuten, die auf die Straße heruntergekommen waren, Marco zu stoppen. Als der Besitzer des Autos unten ankam, waren drei Männer erforderlich, um ihn zu bändigen. Er brüllte, versuchte sich loszureißen und

drohte Marco, ihn umzubringen. Dann kam der Vater, dann die Polizei.

Der Vater redete mit den Polizisten, aber es war nichts zu machen, Marco wurde in Handschellen abgeführt und auf die Rückbank des Streifenwagens verfrachtet.

Marco sagte nichts, war knallrot im Gesicht und tränenüberströmt. Kurz bevor das Polizeiauto abfuhr, hatte er einen Moment das untrügliche Gefühl, seine Mutter stünde oben am Fenster und sähe zu ihm hinunter. Da war er sich ganz sicher. Dann drehte er sich langsam um und sah nach oben. Die Rollos waren geschlossen. Da sagte sich Marco, er müsse endlich aufhören, an Wunder zu glauben. Zwei Tage nach diesem Vorfall starb seine Mutter.